

Unsichtbare Wände

DIE 34. FILMWOCHEN DUISBURG



„Das Schiff des Torjägers“

Die mäandernde Spurensuche beginnt mit dem Bild eines Spatzens, der immer wieder gegen eine Glasscheibe knallt, ähnlich wie der Zuschauer gegen die Membranwände einer Wirklichkeit, deren Zusammenhänge sich entziehen. Nach „The Halfmoon Files“ (2007) nimmt Philip Scheffner in „Der Tag des Spatzens“ disparate Sachverhalte zum Ausgangspunkt einer assoziativen Erkundungsreise, bei der es um die skandalöse Abwesenheit des Afghanistankriegs im deutschen Lebensalltag geht. Der Hobby-Ornithologe listet im Off-Kommentar kuriose Fälle aus dem Leben der Vögel auf. So erfährt man unter anderem, dass sie ein ernsthaftes Problem für die zivile wie militärische Luftfahrt darstellen; auch, dass die Landschaft an der Mosel geeignet sei, Piloten für ihren Einsatz am Hindukusch zu trainieren. Ob der beanstandeten Unsichtbarkeit oder der vagen politischen Konnotationen wegen: „Der Tag des Spatzens“ war der meistdiskutierte Beitrag der 34. Duisburger Filmwoche (1.-7.11), die mit ihrem assoziativen Motto „Horizonte“ im selben Maße auf die Dimension des Unerreichbaren anspielte wie auf die Entgrenzung zum Festival des deutschsprachigen Dokumentarfilms als Reaktion auf die Wiedervereinigung vor 20 Jahren.

Unter den 24 Filmen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz kristallisierten sich bald zwei thematische Strömungen heraus, deren Vertreter jeweils mit Hauptpreisen be-

dacht wurden: In einer topografischen Vielfalt zwischen Vietnam („Tage des Regens“ von Andreas Hartmann), Afrika („Das Schiff des Torjägers“ von Heidi Specogna), Maghreb („Al-Halqa – Im Kreis der Geschichtenerzähler“ von Thomas Ladenburger) oder Mexiko („Die fünf Himmelsrichtungen“ von Fridolin Schönwiese) zeichneten sich handfeste Folgen der Globalisierung ab: unter den Vorzeichen des klimatischen Wandels in Vietnam, des Menschenhandels in Afrika, des Verfalls soziokultureller Strukturen und Traditionen im Maghreb oder der Sklavenarbeit illegaler Einwanderer aus Mexiko in den USA. Der in Mexiko lebende österreichische Filmemacher Fridolin Schönwiese folgt in seiner Langzeitdokumentation „Die fünf Himmelsrichtungen“ seinen Protagonisten in die USA, wo sie sich als Saisonal- bzw. Gelegenheitsarbeiter verdingen, um für das Auskommen ihrer Familien daheim zu sorgen. Er schildert deren apathisches Leben in der Einsamkeit und Entfremdung, geprägt von Isolation, Umzügen, Jobsuche und existenzieller Unbeständigkeit, mit überbrachten Videobottschaften aus der Heimat und der Abschiebungen naher Verwandter, den Strapazen eines illegalen Nomadendaseins und den beharrlichen Lebenslügen angesichts der Trostlosigkeit der eigenen Existenz. Ein Blick aus dem Inneren des Geschehens auf die Migration – ein Thema, das angesichts der sich verschärfenden sozialen Gegensätze und weltweit zunehmender ökonomischer Zwänge allgegenwärtig bleibt, auch in Europa.

Den zweiten Hauptstrang bildeten auffällig viele Filme, die sich mit verkehrten Körpern und Seelen beschäftigten, etwa Wolfram Seegers „Autisten“, Tina Gerkens „Grabe dir den Brunnen bevor du trinken willst“, in dem es um Zwangsgedanken und die Autoaggression ihrer Schwester geht, Peter Otts „Gesicht und Antwort“ (Thema Wachkoma) oder René Frölkes fragmentarisch aufgebaute Film „Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange“, der am Fall eines sanftmütigen jungen Mannes namens Jürgen über geistige Behinderung und deren Wahrnehmung erzählt. Lange weiß man nicht, wovon Frölkes Film eigentlich handelt. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die mit farbigen Filzstiften gemalten Bilder von Jürgen, deren Suggestivität noch verstärkt wird, indem sie gelegentlich animiert werden. Märchenhafte Bilderwelten, die man im Kontext der aktuellen Ausstellung „Weltenwandler. Die Kunst der Outsider“ in der Frankfurter Schirn über Werke psychisch Kranker betrachten könnte. Zumal der Karlsruher Filmstudent in langen Einstellungen Jürgens alltägliche Wirklichkeit und ihre Evidenz auf den Zuschauer wirken lässt, was einer Phänomenologie der „naiven“ Kunst nahe kommt. Gleichzeitig konfrontiert er mit Aussagen der Pflegemutter, die, noch ganz in der Sozialisation der Kriegsgeneration behaftet, Jürgen als Behinderten bloßstellt, was mit ihren biografischen Traumata zu tun zu haben scheint. Ein empathisches, formal offenes Familienporträt. Nachwuchsstatus des Autors und fragmenta-

„Die große Erbschaft“,
„Fünf Himmelsrichtungen“,
„Holding still“ (v.o.)

DOKUMENTARFILM

film einen Gedankenraum, in dem das schockierende Schicksal, vom eigenen Mann im schizophrenen Schub das Genick gebrochen zu bekommen, überhaupt erst angemessen reflektiert werden kann.

Auch wenn Hochschularbeiten in diesem Jahr besonders präsent waren, gehörte ein adäquater Umgang mit dem eigenen Sujet nicht immer zu deren Stärken. Das gilt auch für die hochgelobte Dokumentation „Auf Teufel komm raus“ über den vor laufenden Fernsehkameras ausgetragenen Konflikt zwischen den Bewohnern eines Ortes und einer Familie, die einen Sexualstrafäter nach der Verbüßung seiner 15-jährigen Haftstrafe bei sich aufgenommen hat. Fast ein Jahr dauert der Belagerungszustand vor dem Haus seines Bruders, was durch die soziale Ächtung einer kollektiven Selbstjustiz nahe kommt. Die Regisseurinnen Mareille Klein und Julie Kreuzer wollten den Standpunkt eines unparteilichen Beobachters einnehmen, verschiedene Positionen austarieren, keine Fragen von Moral und Schuld verhandeln, keinem Täterprofil anlegen, was sich als ebenso illusorisch wie naiv erweist. Zum einen, weil der Film sich nach dem publizistischen ersten Drittel auf eine Frauenclique fokussiert, die aus kaum kaschierter Sensationslust die Fronten wechselt und fortan voyeuristischen Tête-à-tête-Umgang mit dem Täter pflegt. Zum anderen, weil die Filmemacherinnen dem medial geschulten und enthemmten Erregungsfuror ihrer Protagonisten erliegen, indem sie keine Distanz wahren und diese auch nicht vor sich selbst schützen. Die zum Teil detaillierten Bekenntnisse zweier Frauen, die früher selbst vergewaltigt wurden, wirken beinahe schon obszön, da sie in ihrer bereitwilligen Zurschaustellung an Rituale jener medialen Erregungsmilieus aus den Reality-Formaten erinnern, die aufgrund kompensatorischer Selbstbestätigung jeden Sinn für die Realität verlieren. Als Zuschauer unfreiwillig in diesen Big-Brother-Container geraten, sehnt man sich nach dem Abstraktionsvermögen eines Andres Veiel, der in „Kick“ mit seinen Distanzierungsverfahren den exakt umgekehrten Weg einschlägt, da jede Konkretion die Monstrosität einer Gewalttat je nach Perspektive obszön oder denunziatorisch erscheinen ließe. Die zahme Diskussion nach dem Film, noch immer das markante Kennzeichen der Filmwoche Duisburg, verwunderte umso mehr, als der Seminararbeit „Herr Berner und die Wolokolamsker Chaussee“ von Serpil Turhan mangelnder investigativer Impetus und Missbrauch durch einen Täter vorgeworfen wurde. Die Lektüre einer literarischen Vorlage von Heiner Müller durch einen Insassen eines Altersheims, der in seiner Jugend bei der Waffen-SS war, bildet den Ausgangspunkt des Films, dem in

Berners Selbstaussagen eine Exploration der Verdrängung bis Abspaltung der eigenen Täterschaft gelingt und der in der manuellen Bearbeitung des 16mm-Schwarz-Weiß-Films mit all den Kratzern, Flecken und Körnern eine Form findet, die in ihrer Materialität die Vergangenheit präsent werden lässt.

In ihren Alleinstellungsmerkmalen nicht unerwähnt bleiben sollen zwei weitere Filme: Fosco und Donatello Dubinis wunderbar makaber-ironische Familienrecherche „Die große Erbschaft“, die sich in Schichten an der Chronologie der Ereignisse seit dem Brand eines geerbten Hauses und der dazugehörigen Familiengeschichte der Dubinis als italienische Einwanderer im Tessin abarbeitet. Eine „Oral History“, eine gesellschaftliche Chronik, ein familiärer Krimi, eine Reflexion über Erinnerung und Vergänglichkeit, die gerade wegen ihrer komplexen, aber so klugen Erzählstrategie der materiellen Hinterlassenschaft das familiäre Erbe abgewinnt. Im zweiten Publikumsfilm, der bestens unterhielt, entpuppte sich ein verlorenes Kulturerbe als eigentliches Thema: Stanislaw Muchas „Die Wahrheit über Dracula“. Die mehrmals unter Beweis gestellte Begabung des Regisseurs, skurrile Figuren in ihrem So-Sein in ironische Geschichte zu integrieren, wilden Landschaften und rohen Lebensverhältnissen in verlassen Gegenden ihre Poesie abzugewinnen, gepaart mit trockenem Humor und unsentimentaler Herangehensweise, zeichnen auch das Road Movie auf den Spuren des Grafen Vlad Tepes in der Walachei und Transsylvanien aus, der aufgrund seiner medialen Aneignung besser unter dem Beinamen Dracula bekannt ist. Sichtlich um Seriosität bemüht, rekonstruiert er den historischen Mythos um Vlad Tepes bis hin zu seiner letzten, kommunistischen Reinkarnation – Nicolae Ceausescu, im Volksmund als der „rote Dracula“ tituiert, der seine Ahnen in einer Reihe von Ikonen in der orthodoxen Kapelle seines Geburtsortes verewigen ließ. Mucha wäre aber kein Jäger und Sammler, wenn er seine Recherche unterwegs nicht durch ein Kuriositätenkabinett absonderlicher Gestalten komplettieren würde: einen schrulligen Graphologen, der Dracula Idealismus attestiert, einen volkskundlichen Werwolf, einen distinguierten Italiener im Bademantel oder einen deutschen Pfarrer ohne Gemeinde bis hin zum kommerziellen Ausverkauf der Dracula-Legende in einem thematischen Erlebnispark. Wenn der evangelische Pfarrer in der letzten Szene unter freiem Himmel eine Messe auf dem Friedhof feiert und sich bei den Verstorbenen bedankt, dass sie geblieben sind, erscheint der Niedergang einer jahrhundertalten Kultur mit dem Verschwinden der deutschsprachigen Minderheit in Transsylvanien besiegelt. **Margarete Wach**

risch-induktive Dramaturgie bilden auch die Indikatoren der Diplomarbeit „Holding Still“ von Florian Riegel, der sich mit ähnlich präziser Gestaltungswillen einer Phänomenologie des Alltags widmet – bezogen auf die Lebensgeschichte einer ans Bett gefesselten Querschnittsgelähmten, die am anonymen Geschehen in ihrer unmittelbaren Umgebung dank einer Webcam partizipiert. Sie gehört zu den wenigen ursprünglichen Bewohnern von Seaside, einer Mustersiedlung, die als urbane Utopie mit kurzen Fußwegen und hoher Kommunikationsdichte die Vision von einem besseren Leben verwirklichen sollte und als Drehort der „Truman Show“ weltweit bekannt wurde. Der Film evoziert ihre Lebensgeschichte anhand von Fotos, Gegenständen, Details der Hauseinrichtung und des Tons, da die Protagonistin so gut wie gar nicht ins Bild kommt, dafür aber ihr – medial vermittelter wie lebensweltlicher – Blick auf die Welt. Dank dieser formalen Enthaltsamkeit und seiner Genauigkeit erzeugt der Erstlings-